

Christentum in der Türkei

Mit der folgenden Erklärung wendeten sich kürzlich die Superioren der in der Türkei tätigen Ordensgemeinschaften an die Christen Europas, um die triste Situation der Kirche in der Türkei aufzuzeigen.

Die Türkei mit 775.000 Quadratkilometer Landfläche wird von 46 Millionen Menschen bewohnt. Der Osten des Landes ist einem Entwicklungsgebiet gleichzusetzen. Dieses Land ist die Wiege des Christentums gewesen: Es ist das Land der Apostelgeschichte und der Briefe des hl. Paulus, das Land der ersten Konzilien. Trotz der Widerwärtigkeiten durch Besetzungen verschiedenster Art hat die Anwesenheit und die Lebenskraft der religiösen Gemeinschaften die Geschichte im Laufe der Jahrhunderte tief geprägt: Zeiten der Entfaltung der orientalischen Kirchen und ihrer Klöster und missionarische Ausdehnung wechselten mit Zeiten hartnäckigen Widerstandes gegen Verfolgungen.

Um 1900 war ein Drittel der Bevölkerung, die im Raum der heutigen Türkei wohnte, christlich. Die großen Städte, Izmir und vor allem Istanbul, verfügten damals über eine beträchtliche Zahl christlicher Schulen; und auch die kleineren Städte in ganz Anatolien hatten christliche Mädchen- und Knabenschulen. Nicht weniger zahlreich waren die Spitäler.

Und heute? Der Anteil des Christentums im Land wird allgemein mit 0,4 Prozent beziffert. Die Abwanderung steigt an. Die Christen fühlen sich eingeengt, bedroht, bisweilen wie Fremde im eigenen Land. Nur in Istanbul können sich die christlichen Gemeinschaften halten.

Damit sind die bodenständigen Christen gemeint, Katholiken und Orthodoxe, Chaldäer und Syriener, vor allem Griechen und Armenier. Für diese Christen, die mit den Juden zu den Minoritäten gerechnet werden, sind die Pfarren, die Schulen und Spitäler, die eigentlich zur Gänze von Ordensleuten aus Europa geführt werden, eine wichtige Stütze. Die christlichen Privatschulen, obzwar gering an Zahl, sind von der Bevölkerung und von den türkischen Behörden geschätzt und stellen, zusammen mit den Spitälern, die von religiösen Gemeinschaften unterhalten werden, eine besondere Form der öffentlichen Lebensweise der Kirche in der Türkei dar. Ihre Anwesenheit bestärkt die Christen und hebt ihr Ansehen bei den Muslimen. Eine Schließung der Schulen z.B. hätte auf sie eine bestimmte psychologische Wirkung, die wiederum Auswanderungen hervorrufen würde, eine Art „Exodus“, den wir, soweit nur möglich, durch unsere Unterstützung verhindern wollen, denn wir wissen durch das Beispiel aus anderen Ländern, etwa in Nordafrika oder im Vorderen Orient, die früher christlich waren und heute moslemisch sind, dass der geschichtliche Verlauf in diesem Punkt nicht rückführbar ist...

Die Ordensleute, auch wenn die Gemeinschaft ganz klein ist, ermöglichen die Aufrechterhaltung dieser Einrichtungen und helfen, auch die ansässigen Christen in der Türkei festzuhalten.

Aber vor einer großen Zahl dieser religiösen Gemeinschaften liegt gegenwärtig eine recht unsichere Zukunft, weil deren Mitglieder wenige geworden sind und das Alter bei vielen vorgerückt ist. So ist auch die Lage der Ordensleute, die in den Pfarren arbeiten, die aber unentbehrlich sind. Die Hilferufe an die Leitungen der einzelnen Orden und Kongregationen, die Hausgemeinschaften zu ergänzen, bleiben zu oft ohne Antwort. „Mission in der dritten Welt, in Afrika, in Asien oder in Lateinamerika, ds ist sinnvoll, aber wozu in der Türkei?“

Die meisten von uns verbringen einen Großteil ihres täglichen Lebens mit den Muslimen. Wir betrachten es als eine außergewöhnliche Möglichkeit, an solchen Orten eine islamisch-christliche Begegnung zu verwirklichen, gelebt im Alltag und in der konkreten Existenz.

Diese Begegnung zwischen zwei Welten droht durch die gegenwärtige Entwicklung in gegenseitiger Ablehnung schwieriger zu werden. Wie wäre dies auch anders möglich, wenn der „Abstand“ immer größer wird? Schon viele Muslime kennen Christen nur mehr aus Karikaturen, die die Massenmedien verbreiten: ein wenig „christliches“ Bild.

Sicher ist in der heutigen Türkei nicht möglich, Jesus Christus direkt zu verkünden. Wir suchen auch gar keine „Bekehrungen“. Wir möchten aber, dass die Welt des Islam wirklich einer christlichen Welt begegnen kann. Das Zeugnis unseres Lebens soll das Evangelium sein, das sie lesen, Jesus Christus selber soll durch uns unter ihnen sein.

Sehr bald entdeckt man den Reichtum, den wir dabei empfangen: Sinn für Gott und für den Menschen, der im Islam tief verwurzelt ist, die Werte der Gastfreundschaft und der Anerkennung, der Sinn für Unentgeltlichkeit, für die Person, die viel mehr ist als die Dinge, lassen uns biblische Werte entdecken, die in unserer westlichen Kultur allmählich verloren gegangen sind. Wir erleben die Freude, dass in unserer Umgebung, z. B. in Schulklassen, Bande der Freundschaft zwischen Muslimen, Christen und Juden entstehen, die oftmals ein Leben lang aufrecht bleiben. Wir sind uns bewusst, dass wir so mithelfen, eine Gesellschaft zu formen, die sich in ihrem Reichtum an Verschiedenartigkeit verwirklicht.

Das Miterleben des Aufbaus einer islamisch-christlichen Begegnung macht die Schönheit, das „Anziehende“ unseres Einsatzes hier aus. Gerade das ermöglichen uns unsere Werke, die die einzige legale Möglichkeit bieten, eine Aufenthaltsbewilligung in diesem Land zu bekommen. Diese Werke „halten“ noch, manche wie durch ein Wunder, mit einem Minimum an Mitgliedern, durch außerordentlichen Mut und Glaubensgeist... Aber diese kleine Schar wird älter und erschöpft sich. Eine Schule, die schließt, wird nie wieder eröffnet werden können.

Es gibt auch hier die Begegnung mit der dritten Welt, vielleicht wirklicher als es scheint. Die Kleinen Schwestern der Armen und alle anderen Krankenschwestern sind glücklich, hier „Armen“ dienen zu dürfen, wie man sie sich in Europa sicherlich nicht mehr vorstellen kann (weder Krankenversicherung noch Altersrente, usw.). Die meisten von uns fühlen sich von der westlichen Konsumgesellschaft weit entfernt, ohne uns deswegen zu den Ärmsten zu zählen. Immer wieder vor neuen Situationen, ständig in Frage gestellt, finden wir, je nach unseren Tätigkeiten, viele Möglichkeiten, unsere Solidarität mit den Ärmsten zu bekunden. Vor allem aber ist von uns diese andere Armut gefordert: dieses „Verlasse deine Heimat und geh...“ (Gen. 12). Wir müssen lernen, die Lebensweise anzunehmen, eine schwierige Sprache erlernen und uns an eine andere Denkart anpassen. Jeden Tag müssen wir etwas „verlassen“: Wir müssen unsere Art zu denken aufgeben, unsere Vorurteile – im guten Willen des Annehmens und der Begegnung. Das ist wesentlich, das ist grundlegend wichtig. Und welche Freundschaft, welche Absolutheit im Teilen, welchen Reichtum erleben wir dadurch oft!

So leben wir unsere Gemeinschaft mit Christus – in seinem Mysterium der Menschwerdung und der Hingabe in seinem Geheimnis des Todes und der Auferstehung. – Hier findet unser religiöses Leben seine tiefste Erfüllung und seine echte Freude.

Christentum und Islam

In der Vergangenheit glitt die Auseinandersetzung zwischen Christen und Muslim viel zu oft in die apologetische und polemische Sphäre ab. Wir errichten Fronten und gerieten dabei mehr und mehr in die Stellung des Verteidigers. Wenn den Türken bis heute die Offenheit und Ansprechbarkeit gegenüber dem Evangelium abgeht, dann sind daran eben auch die vielen zersetzenden Vorurteile schuld, die wir durch gegenseitigen Hass und Verachtung, in blutigen Auseinandersetzungen, im

korrupten Ausnützen der eigenen Macht und Position jahrhundertlang genährt haben. Und dies hüben wie drüben. Die Geschehnisse aber wirken leider lange nach.

In der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen stellt das II. Vatikanische Konzil fest:

„Da es jedoch im Laufe der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslims kam, ermahnt die Heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen.“

Das Konzil fordert Christen und Muslim auf, eine neue Atmosphäre, ein neues „Klima“ des gegenseitigen Verstehens zu schaffen. Es gilt, eine neue Haltung zu entwickeln, hartnäckige Vorurteile abzubauen und die gegenseitige Achtung und Hochschätzung zu fördern. Achtung vor dem andern und seiner Gedankenwelt ist eine grundlegende Voraussetzung für jedes echte Gespräch, für jedes Bemühen um gegenseitiges Verstehen.

Andererseits darf nicht übersehen werden, dass Begegnung und Gespräch, Achtung und Verständnis nicht einen Verzicht auf die eigene Glaubensüberzeugung und eine schrankenlose Bejahung der anderen Glaubensweise bedeuten können. Bereitschaft zum Verstehen kann nicht heißen, dass alle Verschiedenheit als unwesentlich erklärt, alle Unterschiede verharmlost und alle Besonderheiten als zu überwindende Eigenbrötelei betrachtet werden. Toleranz – um dieses viel gebrauchte und noch mehr missbrauchte Wort zu verwenden – kann nicht darin bestehen, dass die bei jedem religiösen Gespräch unvermeidlich auftretende Frage nach der Wahrheit, d.h. der absoluten Wahrheit, relativiert, umgangen, verschwiegen wird. Im Gegenteil: eben wo wahrhafte gegenseitige Achtung herrscht, dürfen und können auch die tiefsten Differenzen in vollem Ernst ins Licht gestellt werden.

Denn erst, wenn man über alle vordergründigen und nebensächlichen Verschiedenheiten bis zu den letzten Wesensunterschieden vorgedrungen ist, ist eine Begegnung zwischen zwei Partnern, so wie sie wirklich sind, möglich. Ja, es ist geradezu ein Ausdruck dieser tiefsten Achtung voneinander, wenn der andere in seiner Andersartigkeit ernst genommen wird. Man darf aber nicht vergessen, dass sowohl das Christentum als auch der Islam sich als Offenbarungsreligionen verstehen und dass sich von daher mit Notwendigkeit dem Gespräch Grenzen zeigen. Aber im Rahmen dieser Grenzen muss alles getan werden, um die Situation zu verbessern und gegenseitige Vorurteile abzubauen.

Christentum und Islam wollen nicht nur Ausdruck zufälliger privater Glaubensansichten oder – überzeugungen sein, sondern wissen sich von Gott mit der für alle Menschen bestimmten Wahrheit beauftragt. Darum sind auch beide missionierende Religionen.

„Religion“ kann man wählen, Offenbarung aber nicht; sie ist entweder Offenbarung, oder sie ist es nicht. Beide Bekenntnisse wollen Heilsbotschaft, das heißt Aufforderung und Einladung, Befehl und Angebot Gottes an die Menschen sein. Ihnen zu glauben oder sie abzulehnen, bedeutet nicht nur Annahme oder Ablehnung einer religiösen Meinung, sondern Gehorsam oder Ungehorsam gegen Gottes Wort und Willen.

Dieser radikale Absolutheitsanspruch der beiden Religionen kann mit dem Hinweis nicht gemildert werden, dass es besondere Bande gäbe, die Christen und Muslims als Diener des einen und wahren Gottes verbänden. Denn der islamische Monotheismus stellt sich nicht nur dem heidnischen Polytheismus entgegen, sondern auch dem christlichen Dreieinigkeitsglauben und bekämpft beide als falschen Glauben, als Aberglauben und damit als Ungehorsam gegen Gottes Willen.

Der Kernpunkt des islamischen Glaubensbekenntnisses ist der Satz: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet.“ Die erste Hälfte dieses Bekenntnisses: „Es gibt keinen Gott außer Allah“ darf aber nicht ohne die zweite Hälfte verstanden werden: „und Mohammed ist sein Prophet.“ Denn dadurch erst wird der islamische Monotheismus präzisiert, konkretisiert, historisch und inhaltlich fixiert.

Nur der von Mohammed verkündete Monotheismus ist Islam. Das Herzstück des islamischen Glaubens bildet eben diese Einheit: Glaube an Gottes Einzigkeit und Glaube an die von Mohammed empfangene Offenbarung.

Wie sehr die beiden Sätze eine Einheit bilden, wird einsichtig, wenn man bedenkt, dass Mohammed für die Muslim nicht Heiland oder Mittler zwischen Gott und Mensch ist, auch nicht Verfasser, das heißt inspirierter Schreiber des Korans, sondern lediglich (und darin besteht auch seine Würde) Empfänger und Verkündiger der ihm wörtlich eingegebenen (diktierten) Offenbarung. Damit aber ist seine Person wesentlich mit der Offenbarung verbunden, und daher ist für den gläubigen Muslim nur die von Mohammed verkündete Botschaft die echte Botschaft Gottes.

Der Muslim glaubt, dass „Gott ein einziger“ ist, der im unzugänglichen Lichte wohnt. Gott spricht zum Menschen nur „durch Offenbarung oder hinter einem Schleier“. Aber er enthüllt das Geheimnis seines inneren Lebens nicht. Gott trat auch durch die Offenbarung nicht aus seiner Unzugänglichkeit heraus. Er bleibt unendlich transzendent. Alles, was ist, ist von ihm erschaffen und seinem Willen unterworfen. Der Gottesoffenbarung, dem Willen Gottes muss der Mensch sich „unterwerfen“ (al-Islam). Dieser Wille Gottes konkretisiert sich in dem Auftrag, das „Haus des Islam“ in dieser Welt, die durch keine Erbsünde verderbt ist und keiner Erlösung bedarf, zu verwirklichen.

Auch das christliche Glaubensbekenntnis beginnt mit dem Glauben an den einen Gott. Aber schon hier zeigt sich der grundlegende Unterschied: Denn der christliche Gottesglaube hat einen ganz anderen Inhalt: Gott wird nicht nur „Gott“, „allmächtig“, „Schöpfer“ genannt, sondern „Vater“.

Dieses Kind-Vater-Verhältnis, das für den Christen zum Wesen seines Glaubens gehört, ist für den Muslim undenkbar, ja geradezu eine Gotteslästerung, denn er sieht das Verhältnis zwischen Gott und Mensch ausschließlich im Verhältnis von Schöpfer und Geschöpf, von Herr und Sklave.

Das christliche Glaubensbekenntnis enthält wie das islamische auch bestimmte Aussagen über den Heilsträger: Während der Islam nur bekennt, dass Mohammed der Offenbarungsempfänger und – verkündiger sei, ist für die christliche Kirche Jesus nicht nur Träger der Offenbarung, sondern selber die Offenbarung. Er ist nicht nur Vermittler des Glaubens, sondern Gegenstand des Glaubens. Er ist nicht nur Prophet, sondern „Herr“. Er trägt genau denselben Namen, den der Jude ausschließlich Gott gab: er ist also nicht nur Bruder, sondern Vorgesetzter des Menschen, er ist nicht nur Mensch, sondern „Gottes Sohn“.

Jesus steht anders zum Menschen als Mohammed, und Jesus steht anders zu Gott als Mohammed. Dementsprechend ist auch das Verhältnis des Christen zu Christus ein anderes als das des Moslem zu Mohammed: der Christ glaubt an Christus, der Moslem glaubt dem, was ihm Mohammed als Offenbarung Gottes verkündet.

Der Christ sieht Christus immer zusammen mit Gott und weiß von keiner Spaltung zwischen dem „Vater“ und dem „Sohn“, der Moslem sieht zwischen Allah und Mohammed den größten Abstand, den man sich vorstellen kann, nämlich denjenigen zwischen dem Herrn und dem Sklaven, dem Heiligen und dem Sünder, dem Schöpfer und dem Geschöpf, zwischen Gott und Mensch.

Wie bereits gezeigt wurde, ist im Islam Mohammeds Geschichte wesentlich mit der islamischen Botschaft verbunden und sind deshalb die Worte und Taten Mohammeds für den Muslim autoritativ und wegweisend.

Für den Christen aber ist die Geschichte Jesu Christi viel mehr: sie ist die Geschichte und das Ereignis der Erlösung selber. In Jesus von Nazareth hat Gott selbst in die Geschichte eingegriffen, hat er sein heiliges dreieiniges Wesen geoffenbart. Deshalb ist nicht nur das Wort Jesu Inhalt der christlichen Heilsbotschaft, sondern vor allem ein Werk, sein Leiden und Sterben, durch das ein für allemal Versöhnung und Frieden zwischen Gott und dem Menschen geschaffen wurde.

Zwischen der zentralen Stellung, die Jesus Christus, dem menschengewordenen Gott, im Christentum zukommt, und der nur zweitrangigen Rolle Mohammeds im Islam, gibt es also keine Ähnlichkeit. Hier eine Analogie aufzeigen zu wollen, wäre der schwerste Irrtum, dessen man sich sowohl dem Christentum als auch dem Islam gegenüber schuldig machen könnte.

Auch für den dritten Teil des christlichen Bekenntnisses gibt es im Islam keine Entsprechung, denn alles, was hier und im Neuen Testament vom Heiligen Geist bekannt wird, ist für den Islam undenkbar. Der Islam ist sicherlich Gemeinschaft, aber nicht Kirche. Er kennt keine Sakramente, darum auch keine kirchliche Hierarchie, und er weiß nichts von einer direkten Leitung der Gemeinschaft und des einzelnen Gläubigen durch den Geist Gottes. Es gibt nur das „Volk der Gläubigen“, das durch das Buch und die Auslegung der Schriftgelehrten geleitet wird und dessen Glaube im blinden Gehorsamsakt, in Hingabe und Unterwerfung (islam) an die schicksalhaft wirkende göttliche Macht besteht.

Auch der Christ ist an das Wort der Offenbarung gebunden und nicht einer bloßen religiösen Subjektivität ausgeliefert, aber er bekennt, dass der Glaube ein Angebot und Geschenk Gottes ist und durch die Einwirkung des Heiligen Geistes im Menschen entsteht und dass dieser Geist die Gemeinschaft der Gläubigen, die Kirche, im wahren Glauben erhält und sie führt und in ihr das Heil des Menschen wirkt.

Zusammenfassend können wir sagen, dass die großen Differenzpunkte zwischen Christentum und Islam im verschiedenen Verständnis des Heilmittlers und im verschiedenen Begriff des Monotheismus liegen. Vom Islam aus gesehen: in seinem Nein zum Erlösungswerk Christi und zum dreieinigen Wesen Gottes.

E. Kellerhals stellt diese Gegensätzlichkeit so heraus:

„Zwischen diesen beiden Botschaften gibt es in der Tat kein Sowohl-als-auch, sondern nur ein Entweder-oder. Entweder glauben wir an einen Gott, dem gegenüber wir nur Sklaven sein können, oder an einen Vater, dessen Kinder wir sein dürfen; entweder beruht unser Heil in unserem Glauben an die Offenbarung, die Gott dem Propheten von Mekka geschenkt hat, oder auf dem Erlöserwerk, das Jesus Christus im Auftrag seines Vaters für uns getan hat; entweder ist das Buch gewordene Gesetz unserer Richtschnur, oder wir lassen uns täglich von Gott durch seinen Geist leiten; entweder glauben wir an einen Gott, dessen Wesen vor allem darin besteht, dass er einer ist, wie es auch unserer Vernunft einleuchtet, oder wir glauben an einen Gott, der allerdings nur einer ist in dem, was er mit uns will und an uns tut, aber der in geheimnisvoller Weise in diesem Jesus von Nazareth zu uns gekommen ist und in seinem Geist ständig unter uns weilt.“

Im Gespräch mit unseren muslimischen Freunden sollen wir deshalb wahr und sachlich sein und uns hüten, die Gegensätze aufzuweichen oder ihnen – aus falscher Rücksichtnahme – das Zeugnis von Gott dem Dreieinigen und von Jesus Christus, dem Erlöser von Schuld und Sünde, zu unterschlagen.

Das Gespräch mit Türken

Der Türke spricht sehr gerne und sehr häufig über religiöse Fragen. Wenn es sich dabei um Fragen nach dem Christentum handelt, neigt er dazu, eine selbstsichere, wissende Haltung einzunehmen, denn er ist überzeugt, dass der Koran alles enthält, auch das „wahre“ Christentum. Jede Abweichung ist für ihn nur ein Beweis dafür, dass die Christen das Evangelium (Incil) gefälscht haben. Deshalb sollte man nicht vorschnell ein religiöses Gespräch anstreben. Vielmehr muss der Boden für ein fruchtbares Gespräch zuerst bereitet werden. Erst das Zeugnis des christlichen Lebens vermag den zutiefst misstrauischen und mit Vorurteilen belasteten Türken für ein echtes Gespräch zu öffnen. Dazu gehören Geduld und Gebet.

Die Frage, die dann aufbricht, ist die Frage nach Jesus: „Wer ist Jesus?“ „Warum betest du ihn an?“ Das ist die Zentralfrage, um die es in jedem Gespräch mit Muslim geht.

Zunächst können wir versuchen, den Gesprächspartner nachdenklich zu stimmen, wenn wir ihm die Stellung Jesu im Koran vor Augen führen:

Jesus wird im Koran als Prophet gepriesen, und zwar sowohl als Nabi wie auch als Rasul bezeichnet. Eine besondere Auszeichnung ist für ihn auch der Titel „Muqarrab“, wörtlich: Ein „Nahegebrachter“, nämlich einer, den die göttliche Barmherzigkeit nahe an Gott herangebracht hat. Nach den (islamischen) Auslegern soll mit diesem Titel der ungewöhnlich hohe Grad von Seligkeit, den er im Paradies erreicht hat, angedeutet werden. Man sagt auch: der Titel „Muqarrab“ will besagen, dass Jesus nach Abschluss seiner Prophetentätigkeit ins Paradies emporgehoben wurde und dort in der Gesellschaft der Engel weilt. „Muqarrab“ heißen auch die höchsten Engel und überhaupt alle, welche den höchsten Grad der paradiesischen Seligkeit erreicht haben.

Demnach stehen Jesus und Mohammed nach dem Koran auf gleicher Ebene. Und obwohl es ausdrücklich heißt, dass Jesus nur ein Gesandter Gottes sei, fällt auf, dass von ihm Dinge gesagt werden, die nicht einmal bei Mohammed eine Parallele haben! Auf diese Besonderheiten weist Ulrich Parzany in seinem Buch „Jesus der Moslems – Jesus der Christen“ hin:

a) Die Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria:

Seine Geburt war außergewöhnlich, er ist eine Schöpfung Gottes ohne Zutun eines Mannes. Aus diesem Grund wird Jesus im Koran auch „Wort Gottes“ und „Geist Gottes“ (Ruh Allahi) genannt. So heißt es: „Jesus, der Masih, der Sohn Marias, ist nur der Gesandte Gottes (nicht auch sein Sohn) und sein Wort, das er in Maria hineingelegt hat, und Geist von ihm.“

b) Die Wunder Jesu:

„Durch die im Koran genannten Wunder werden Jesus Eigenschaften zugeschrieben, die eigentlich nur von Gott ausgesagt werden können:

Die Heilung des Blindgeborenen beschreibt, wie Jesus Licht schafft – „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde“ -; bei der Auferweckung der Toten bringt Jesus Leben. – Leben aber gibt doch nur Gott.

Schließlich: Jesus erschafft aus einem Tonvogel ein lebendiges Wesen – sicherlich kann er das nur mit Erlaubnis Gottes -, aber Gott allein ist doch der Schöpfer Himmels und der Erde. Der Koran wird nicht müde, das zu verkünden. Und doch werden solche Taten von Jesus berichtet.“

Vielleicht kann das Gespräch in dieser behutsamen Weise weitergeführt werden. Es wäre viel erreicht, wenn daraus ein gemeinsames, ehrfürchtiges Staunen über die Größe und Würde Jesu würde. Bei einer späteren Gelegenheit könnte dann versucht werden, Jesus an Hand des Evangeliums zu zeigen. Dabei sollte man die Sprache des Evangeliums zu Wort kommen lassen, denn sie ist Frage und Antwort. Wenn dann die Frage dazu kommen sollte: „Warum hat Jesus das alles

hingetan?“, dann könnte der Hinweis: „Für Dich!“ die scheinbare Härte des Absolutheitsanspruches als Gnadenerweis begreifen lassen.

J. H.

***Das Heil der Völker und
unser eigenes ist etwas so
Hohes, dass man alle Kräfte
dafür einsetzen muss.***

Vinzenz von Paul

Das österreichische Sankt-Georgs-Kolleg in Istanbul

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kamen österreichische Lazaristen nach Konstantinopel, um die Seelsorge für die deutschsprachigen Katholiken zu übernehmen. Aus dieser Seelsorge entstanden die beiden Schulen des Kollegs und das Krankenhaus des St. Georgs-Werkes.

1871 fasste einer der Lazaristen, Karl Flandorfer, den Plan, neben der schon seit 1850 bestehenden Österreichischen Nationalschule eine Katholische Schule zu begründen. In gemieteten Räumen wurde im Stadtteil Galata zunächst im Verband der französischen Lazaristenschule eine Volksschulklasse für Mädchen eröffnet, der ein kleines Internat für Waisen angeschlossen war. 1874 setzte der deutsch Lazarist Conrad Stroeber, weil Flandorfer schwer erkrankt nach Österreich zurück musste, das Werk fort und begann eine Volksschulklasse für Knaben.

Die Schulen entwickelten sich rasch, sodass man bald mehr Raum benötigte. Deshalb wurden Kirche und Kloster zum hl. Georg in Galata mit einigen Nebengebäuden den bosnischen Franziskanern abgekauft. Der Kaufvertrag wurde am 25. November 1882 unterzeichnet. So ist dieser Tag der Geburtstag des Österreichischen Sankt-Georgs-Kollegs in Istanbul.

Mit der Kirche als Zentrum der Seelsorge für die Österreicher entwickelte sich das Kolleg sehr rasch. 1900 zählte man schon 231 Schülerinnen und 174 Schüler, darunter 96 Waisenkinder. Ein Kindergarten, eine Näh- und Handarbeitsklasse sowie eine zweiklassige Handelsschule in der Mädchenschule, ein Realgymnasium und eine Handelsakademie in der Knabenschule bildeten den Abschluss der Entwicklung. 1913 wurde die erste Matura abgenommen, im selben Jahr die Anerkennung der Matura durch Österreich ausgesprochen und 1916 durch die Türkei.

Hatten die Schwestern der Schule schon im Balkankrieg 1911-13 verwundete türkische Soldaten gepflegt, die Knabenschule Räume für Ambulanzen zur Verfügung gestellt, so nahm man auch im Ersten Weltkrieg in den Schulen des Kollegs am Geschick des Landes teil und verabreichte an mehr als 100 Notleidende ungeachtet ihrer Religion und Nationalität täglich ein warmes Essen. In drei türkischen Spitälern und Ambulanzen pflegten die Schwestern des Kollegs verwundete türkische Soldaten.

Das Kriegsende brachte den ersten schwerwiegenden Einschnitt in der Entwicklung des Kollegs. Am 22. Feber 1919 wurden die beiden Schulen von den Besatzungssoldaten der Entente geschlossen, Lehrer, Schwestern und Priester ausgewiesen, nach Triest abgeschoben und von dort nach Österreich entlassen. Im Kolleg durften nur jene Schwestern und Lazaristen bleiben, deren Geburtsort in einem der Nachfolgestaaten der Donaumonarchie gelegen war. Biss zur Zeit der Wiedereröffnung 1923 nahm man Flüchtlingsfamilien und deren Kinder aus Russland und Anatolien auf, unterrichtete die Kinder und half den Erwachsenen, so gut man konnte. Die junge türkische Republik Atatürks gab 1923 die Erlaubnis, die Sankt-Georgs-Schulen wieder zu eröffnen. So konnte Superior Joh. N. Kajdi, wohl der bedeutendste Leiter des Kollegs (1901-1925), gegen Ende seines Lebens noch den Neuanfang unter völlig neuen Voraussetzungen erleben und auch Markierungen für die künftige Entwicklung setzten. Er hatte begriffen, dass es jetzt darum ging, in dem jungen Staatswesen der türkischen Republik der aufstrebenden Bevölkerung in der Unterrichtung und Erziehung ihrer Kinder zu helfen. Das wurde zu einem Wendepunkt in der Entwicklung des Kollegs: Man war nun nicht mehr für die Kinder der Landsleute da, sondern für die Kinder des Gastlandes, denn Österreicher waren ganz wenige verblieben.

In den schwierigen Jahren der Zwischenkriegszeit, in der die Hilfe aus der Heimat ausblieb, wurden die Schulen dennoch mit Einsatz aller Kräfte weitergeführt; freilich konnte man den Schülerstand der Zeit vor 1914 nie erreichen. Nach der Okkupation Österreichs 1938 konnte das Kolleg wohl seine Tätigkeit fortsetzen, doch war es verschiedenen Schwierigkeiten ausgesetzt.

Nach der Kriegserklärung der Türkei an Deutschland im August 1944 wurden die Schulen des Kollegs wieder geschlossen, Schwestern, Priester und Lehrer vor die Wahl gestellt, nach der Heimat zu fahren oder sich internieren zu lassen. Ermunert durch den Apostolischen Delegaten Msgr. Guiseppe Roncalli (später Papst Johannes XXIII.) entschlossen sich fast alle Schwestern und Priester für die Internierung. So kamen sie mit österreichischen und deutschen Familien in Zentralanatolien. Dort verblieben sie bis zum 26. Dezember 1945, versorgten die Kranken, unterrichteten die Kinder, hielten Gottesdienste und trugen viel dazu bei, den internierten Landsleuten ihr Los zu erleichtern.

Am 10. September 1947 konnten die Schulen wieder eröffnet werden. Man begann mit 56 Mädchen und 88 Buben. Nun folgte eine rasche Aufwärtsentwicklung dank der großzügigen Hilfe Österreichs. Die Gebäude konnten adaptiert werden, Lehrmittel angeschafft und Lehrer dem Schülerstand entsprechend angestellt werden.

Mit den Barmherzigen Schwestern in der Mädchenschule und den Lazaristen in der Knabenschule sowie mit den Lehrern aus der Türkei und Österreich wirken am Kolleg auch zwei Schwestern vom „Werk der Frohbotschaft“ in Batschuns/Vorarlberg. Seit 1961 gehören die beiden zu den getreuesten Helfern. Die Aufgaben, die sie erfüllen und der Geist, in welchem sie es tun, sind ein wesentlicher Beitrag im Wirken des Kollegs.

Gegenwärtig ist dem Realgymnasium für Mädchen wie dem für Knaben je eine einjährige Vorbereitungs-klasse vorangestellt, in welcher die aus der türkischen Volksschule ohne Deutschkenntnisse kommenden Schüler so viel Deutsch lernen, dass sie in der 1. Klasse Realgymnasium einem deutschsprachigen Unterricht folgen können. Selbstverständlich wird Deutsch bis zur Maturaklasse intensiv weiter betrieben, sodass die Absolventen Deutsch in Wort und Schrift gut beherrschen.

Das Reifezeugnis des Kollegs ist in Österreich und der Türkei anerkannt. Die Unterrichtssprache ist mit Ausnahme von Türkisch, Geographie, Geschichte, Staatsbürgerkunde, Ethik, Militärkunde und islamischer Religion die deutsche Sprache. Als Lehrplan gilt der türkische, doch wird dieser, wo Unterschiede sind, durch den österreichischen Lehrplan ergänzt.

Das Lehrerkollegium setzt sich aus etwa 25 Prozent türkischen und 75 Prozent österreichischen Lehrern zusammen. Die Schüler sind zu 99 Prozent türkische Staatsbürger, 1 Prozent Österreicher; der Religionszugehörigkeit nach 89 Prozent Muslim, 6 Prozent Christen, 5 Prozent Juden.

Ziel aller Arbeit, die am Österreichischen Sankt-Georgs-Kolleg geleistet wird, ist die Begegnung zwischen Österreichern und Türken, zwischen Christen und Muslim, das gegenseitige Kennenlernen, das Abbauen von überkommenen Voreingenommenheiten.

Das Kolleg ist als österreichische Schule in der Türkei der Heimat aufs engste verbunden. Österreich, österreichische Art und Kultur sollen den Schülern, ihren Eltern und den Freunden der Schule nahegebracht werden. Türkische Kinder sollen am Kolleg aber nicht zu „Quasi-Österreichern“ erzogen werden, sondern so zu sich selber geführt werden, dass sie bereichert durch die Begegnung mit uns Österreichern, mit uns Christen, bessere Bürger ihres Landes werden und gute Freunde Österreichs.

Hofrat Mag. Ernest Raidl CM

Das Kolleg St. Benoit

In diesem Jahr feiert St. Benoit, das Kolleg der französischen Lazaristen in Istanbul, einen doppelten Geburtstag. Vor 400 Jahren übernahmen Jesuiten die Klostergründung der Benediktiner und machten daraus eine Schule mit Internat. Vor genau 200 Jahren wurde die Sorge um das Kolleg der Kongregation der Mission anvertraut.

Ihren Ursprung nahm die Gründung allerdings wesentlich früher. Vom Jahre 1362 ist die Errichtung eines benediktinischen Nonnenklosters an derselben Stelle, im Schatten des mächtigen Galata-Turmes, bezeugt das im folgenden Jahrhundert, 1427, in einen Mönchskonvent umgewandelt wurde.

Im Jahr 1540 verhinderte der französische Botschafter, dass die Kirche für Mauren, die aus Spanien vertrieben worden waren, in eine Moschee umgebaut wurde, indem er St. Benoit zur Kapelle der Botschaft erhob.

Da in der folgenden Zeit der Fortbestand von St. Benoit als geistliches Zentrum der Franzosen in der Türkei wiederholt bedroht wurde, wandten sich die Betroffenen an ihren König Heinrich III. Auf dessen Ansuchen hin schickte Papst Gregor XIII. drei Priester und zwei Brüder aus dem jungen Jesuitenorden nach Konstantinopel, die am 8. November 1583, angeführt von P. Mancinelli, der den hl. Ignatius noch persönlich gekannt hatte, eintrafen.

Ihre erste Tat war die Eröffnung eines Kollegs, das schon in den ersten Jahren eine Hochblüte erlebte. Zahlreiche Schüler wurden samt ihren Eltern vom Christentum begeistert; die Seelsorge erstreckte sich vor allem auch auf die Sträflingskolonie, wo tausende Christen in Ketten lagen.

Als die Pest alle Jesuiten-Missionare bis auf einen Bruder hinwegraffte, wurden italienische Kapuziner nach St. Benoit gesandt. Einer von ihnen, der hl. Joseph de Léonisse, wurde berühmt wegen seiner bedingungslosen Aufopferung für die Gefangenen und wegen seines Mutes: Er wagte es, in das Serail vorzudringen und dem Sultan zu predigen.

Am 15. Februar 1610 kamen französische Jesuiten nach Konstantinopel, und damit begann erneut ein Aufschwung: Die Kirche erhielt prachtvolle Mosaiken, gepredigt wurde in verschiedenen Sprachen vor den Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.

Als jedoch Papst Klemens XIV. im Jahre 1773 die Aufhebungsurkunde der Gesellschaft Jesu unterzeichnete, verwaiste St. Benoit, und vordergründig wies nichts darauf hin, dass dem Werk neuerlich Leben eingehaucht werden sollte.

Zehn Jahre später jedoch, am 19. Juli 1783, ergriffen vier Lazaristen Besitz von St. Benoit; der französische Botschafter, Comte de St. Priest, hatte Maßnahmen für alle Missionen ergriffen, die die Jesuiten in der Levante hinterließen, und erreichte, dass acht Werke davon der Kongregation der Mission anvertraut wurden.

Dem ersten Superior, Antoine Renard, einem erfahrenen Missionar, ist es zu danken, dass St. Benoit nach dem türkisch-französischen Friedensschluss von 1802 wieder alle früheren Rechte erhielt. Sonst erlebte er kaum Erfolge: Das Kolleg brannte bis auf die Grundmauern nieder, Pest und Hungersnot gingen über die Stadt hin. Er selbst wurde schließlich vertrieben – sein ausdrücklicher Gerechtigkeitssinn war dem korrupten Öffentlichkeitswesen ein Dorn im Auge.

Einer der nächsten Superioren, Herr Louis-Florant Leleu, war aufgrund seiner außergewöhnlichen Begabung ein hervorragender Pädagoge und Administrator. Er entwickelte das Externat (120 Schüler), stellte namhafte Lehrpersonen an und strukturierte den Unterricht auf moderne Weise. Bald hieß St. Benoit „das beste Kolleg der Epoche“. Er war es auch, der 1839 Barmherzige Schwestern an das Kolleg berief, um ihnen die Mädchenschule zu übergeben und sie gemäß ihrer Berufung auch zu externen Diensten einzusetzen – eine beispiellose Neuheit im Lande des Islam.

1837 wurde die Persien-Mission gegründet – auf den Spuren der gewagten Expedition eines jungen Professors namens Eugen Boré, der später Lazarist wurde und als solcher Superior von St. Benoit, apostolischer Vikar und schließlich sogar Generalsuperior der Kongregation der Mission.

Im selben Jahr eröffnete Leleu ein Hilfswerk für Waisen und ein anderes für polnische Flüchtlinge. In St. Benoit, wo noch heute drei große Glocken im Turm an ihn erinnern, gründete er eine Apotheke, der er mit Hilfe eines qualifizierten Bruders ein Labor und eine kleine Schule für Pharmazie angliederte. Seinen zahlreichen Werken ist nicht die Gründung eines mehrsprachigen Verlages hinzuzufügen, sowie die Tatsache, dass bei ihm als Präsident der „Dames de la Charité“ und der Vinzenzkonferenzen alle Fäden der Caritas zusammenliefen. Aus diesem so erfüllten Leben schied er bereits im Alter von 46 Jahren.

Der Krimkrieg (1853-56) mit seinen erbarmungswürdigen Opfern machte die Ankunft von 280 neuen Vinzenzschwestern erforderlich, die – von St. Benoit ausgehend – rund 40 Ambulanzen betrieben. So sicherten sich zahlreiche Priester und Brüder ihr Bürgerrecht, und so wurde im islamischen Land die religiöse Betätigung in größerer Freiheit und auf breiterer Basis möglich.

Sultan Abdul Mecid öffnete schließlich das Kolleg für Muslime, was aus St. Benoit ein Haus der religiösen Toleranz und Verständigung machte, das es bis heute geblieben ist.

Zwei Jahrzehnte später wurden während des Russisch-Türkischen Krieges neue Hilfswerke ins Leben gerufen: Die Gemeinschaft eröffnete einen Trakt für Flüchtlinge und das „Jeremias-Spital“.

Unter Herrn Lobry (1886-1931), der als letzter die Autorität des Superiors, Visitators und Apostolischen Vikars in seiner Person vereinigte, blühte das Kolleg dermaßen, dass man eine zweite Abteilung, Sainte-Pulchérie, abtrennen musste und sie der Obhut der Barmherzigen Schwestern überließ.

Nach dem 1. Weltkrieg standen der nunmehrige Superior Lévecque und seine Gemeinschaft einer neuen Situation gegenüber: 1923 erlangte die Türkei die Unabhängigkeit; zu den großen Reformen Atatürks gehörte auch die Neugestaltung des Erziehungssystems, was für das Kolleg St. Benoit manche Umstellungen mit sich brachte. Nicht immer war diese Entwicklung leicht mitzuvollziehen, und auch die Zahl der in diesem Werk tätigen Mitbrüder ist in den letzten Jahrzehnten stark gesunken. Dennoch wollen und müssen die Lazaristen von St. Benoit auch im dritten Jahrhundert ihrer Tätigkeit im Land der Apostelgeschichte und der ersten Konzilien zeichenhaft in einer islamischen Umwelt leben, um von Gottes erbarmender Liebe Zeugnis zu geben.

Karl-Heinz Robitschko CM